Der Getragene
von Peter Holz

Fast da.

Ich kann die anderen schon sehen.

Der Hügel ist karg, leblos. Der Boden unter meinen Füßen ist rissig und trocken.
Ein Ort, der nichts wachsen lässt außer Tod.
Die Luft ist schwer von Staub, von Angst.
Und von einem süßlichen, metallischen Geruch, den ich kenne und doch nicht kennen will.

Golgatha.

Die Balken stehen schon. Roh, dunkel, gesplittert. Ich erkenne sie aus der Entfernung, wie Schatten gegen den Himmel.

Davor stehen die Soldaten, ihre Helme im Sonnenlicht glänzend, die Speere locker in der Hand.

Für sie ein weiterer Tag. Eine weitere Kreuzigung.

Sie lachen.

Ein schmutziger Witz geht von Mund zu Mund, begleitet von rauem Gelächter.
Sie lachen über uns. Über ihn. Über das, was hier geschieht.

Ich spüre die Last noch auf meinen Schultern, obwohl ich das Kreuz längst nicht mehr trage. Mein Rücken ist wundgescheuert, meine Knie zittern von der Erschöpfung.

Ich könnte gehen.

Ich sollte gehen.

Aber etwas hält mich hier.

Am Morgen war alles anders gewesen.

I*ch war früh aufgebrochen. Der Morgen lag noch kühl über den Feldern, als ich die Stadt hinter mir ließ. Ich hatte gehofft, Arbeit zu finden – irgendetwas, einen Lohn für diesen Tag. Aber die Felder waren still. Keine Männer, die nach Helfern riefen. Keine Wagen, die beladen wurden. Die großen Arbeiten waren getan. Niemand brauchte mich.*

Also kehrte ich zurück, suchte mein Glück in der Stadt. Dort gibt es immer Arbeit – vielleicht ein Händler, der Hilfe braucht, ein reicher Mann, der einen Tagelöhner für eine Botenschaft schickt. Ich kannte die Plätze, an denen Männer wie ich warteten. Und so ging ich wieder durch das Tor, zurück in die engen Straßen, zurück in den Geruch von Brot, Staub und menschlicher Nähe.

Ich dachte an meine Kinder. Ich habe meine Kinder zu lange nicht gesehen. Alexander, der mit seinen großen, fragenden Augen die Welt begreifen will. Rufus, der bereits jetzt so stark ist, dass er einen Pflug führen kann. Ich habe ihre Stimmen im Kopf, ihr Lachen.

Und dann hörte ich den Tumult. Dieses Kreischen und Johlen einer vollkommen wahnsinnigen Welt.

Menschen strömten herbei, drängten sich, starrten in eine Richtung. Ich spürte, dass etwas Großes geschah, aber ich wollte nicht wissen, was. Ich wollte nur hindurch, nur vorbei.

Dann standen sie vor mir.

Die Römer.

„Tolle crucem!“

Ich zuckte zusammen. Schaute mich hastig um und begriff dann, diese Worte galten mir.

Der Soldat schaute mich direkt an. Seine Augen waren kalt, sein Blick ungeduldig:

„Tolle crucem, rustice!“ – „Heb das Kreuz auf, Bauer!“

Ich hörte es. Ich verstand es.

Aber mein Verstand weigerte sich.

Diese Worte konnten nicht mir gelten. Sie durften nicht mir gelten.

Ich schüttelte den Kopf, hob abwehrend die Hände: „Nein, nicht ich… wieso?“

Meine Gedanken rasten: Ich bin kein Verbrecher. Ich bin kein Verurteilter. Ich bin doch nur ein Mann auf dem Heimweg.

Ein Stoß in den Rücken.

Ich falle nach vorn, meine Hände finden das Holz, bevor ich begreife, dass ich es nun tragen werde. Tragen muss!

Und dann… ging ich los.

Der Schweiß brennt in meinen Augen. Das Kreuz scheuert meine Schultern wund. Jeder Schritt zieht sich, als würde die Erde mich nicht vorlassen.

Der Mann vor mir schwankt. Sein Körper ist eine einzige geschundene Wunde.

Ich sehe ihn an, aber ich sehe ihn nicht wirklich.

Ich sehe mein eigenes Leben.

Die Jahre in Kyrene. Das mühsame Pflügen der Felder, der endlose Kampf gegen die Dürre, die Sorge, ob die Ernte reichen wird.

Ich erkenne plötzlich, ich habe mein ganzes Leben Lasten getragen.

Jetzt trage ich diese.

Warum ich? Warum er? Warum wir beide?

Ich weiß es nicht.

Da war diese Frau mit dem Tuch.

Ich erinnere mich an sie.

Mitten im Hass, mitten im Spott, mitten in der entsetzlichen Grausamkeit dieser Prozession trat sie vor. Die Soldaten hielten sie nicht zurück. Warum? Vielleicht, weil sie nur eine Frau war.

Oder vielleicht, weil sie etwas in sich trug, das sie nicht aufhalten konnten.

Ich erinnere mich an ihre Augen, wie sie ihn ansah.

Nicht wie einen Verurteilten.

Nicht wie einen toten Mann auf Beinen.

Sondern wie einen Menschen.

Ich habe mein Leben lang mit meinen Händen gearbeitet. Ich weiß, was raue Hände sind. Ihre waren nicht so. Aber ihre Berührung war fest, als sie das Tuch an sein Gesicht legte.

Und für einen Moment… war alles still.

Ein Atemzug inmitten des Wahnsinns.

Ein Moment, in dem all die Rohheit, die Schläge, das Gejohle, die grausame Maschinerie dieser Hinrichtung in sich zusammenfielen.

Ein Moment, in dem sie verloren hatten.

Denn egal, wie sehr sie sich bemühten, den Menschen aus ihm herauszuprügeln, seine Würde zu zermalmen, seinen Körper und seinen Geist zu zerbrechen – diese Frau hatte es geschafft, mit einer kleinen Geste all das zu besiegen.

Und ich durfte das sehen.

Ich, Simon, der ich die ganze Zeit über meilenweit, meilenweit weg von hier sein wollte.

Der ich mich fortgewünscht habe, zu meinen Kindern, nach Hause, zurück in ein Leben, das nichts mit all dem zu tun hat.

Und doch war es allein schon wert, in diese Situation geraten zu sein, um das hier zu erleben.

Diese Frau, deren Namen ich nicht kenne.

Ich danke ihr.

Ich wanke, stolpere, meine Kräfte schwinden. Die Römer treiben uns voran, lachen, reißen Witze, als wäre das hier ein Spiel. Ich sehe, wie sie sich belustigt zurufen, wer wohl als Nächstes stürzt.

Und dann geschieht es.

Meine Knie geben nach. Der Boden ist hart. Ich will mich aufrichten, doch die Kraft reicht nicht. Und dann spüre ich es – eine Hand an meiner Schulter. Eine Stimme, rau, aber voller Stärke.

„Fürchte dich nicht."

Ich blicke auf. Zum ersten Mal *sehe* ich ihn.

Sein Gesicht ist blutverschmiert, seine Augen geschwollen. Aber da ist kein Hass in ihnen. Kein Fluch über die, die ihn schlagen. Nur… eine unbegreifliche Ruhe.

“Fast vollbracht!” bringt er irgendwie hervor.

Dann sind wir tatsächlich da, angekommen am Hinrichtungsort.

Die Soldaten stoßen mich weg.

Sie brauchen mich nicht mehr.

Ich taumle, fange mich, blicke auf.

Sie geben mir deutlich zu verstehen, was sie von mir halten. Ich bin Dreck unter ihren Sandalen, ein bemitleidenswerter Bauer, der zufällig in ihr blutiges Geschäft geraten ist.

Einer packt mich an der Schulter, schiebt mich grob zur Seite.

"Discede, rustice. Hic finitus es!" - “Verschwinde, Bauer. Du bist hier fertig!”

Ich verstehe den Blick. Er zeigt aufs Kreuz. Lächelt mich böse an.

"Aut tu quoque sic finire vis?" - “Oder willst du lieber auch so enden?”

Ich soll verschwinden.

Ich soll mich vom Acker machen, bevor sie vielleicht doch noch auf die Idee kommen, dass auch ich diesen letzten Weg ans Kreuz gehen könnte.

Ich sollte gehorchen.

Aber ich tue es nicht.

Ich kann nicht.

Ich will schreien.

Ich sehe, wie sie ihn entkleiden. Sie nehmen ihm sein letztes Stück Stoff, zerren es ihm vom Leib, während sie sich schadenfroh zuraunen, was sie damit machen werden. Vielleicht losen. Vielleicht zerreißen. Sie lachen.

Ich will mich abwenden, will nicht hinsehen. Aber ich tue es doch.

Ich sehe, wie sie ihn auf das Holz legen. Wie sie seine Arme ausbreiten. Wie der erste Hammerschlag durch die Luft schneidet.

Ich sehe seine Lippen sich bewegen. Er spricht mit jemandem – aber nicht mit uns, nicht mit den Soldaten, nicht mit denen, die ihn verfluchen.

Auf einmal… ich kann ihn hören.

„Vater, vergib ihnen…“

Ich will ihn retten. So unbedingt!

Aber ich schweige. Ich tue nichts.

Weil ich Angst habe.

Angst um mein eigenes Leben.

Ich sehe Alexander und Rufus vor mir.

Und Er? Er spricht mit einem Vater, den ich nicht sehen kann.

Aber es klingt nicht nach Wahnsinn.

Es klingt… wie Gewissheit.

Ich kann nicht begreifen, woher er diese Stärke nimmt.

Dann kommt die Dunkelheit.

Nicht nur in mir – über allem.

Ich spüre, dass hier etwas geschieht.

Etwas, das größer ist als dieser Hügel, als diese Stadt, als alles, was ich kenne.

Und dann höre ich ihn rufen.

Ein letzter Schrei.

„Es ist vollbracht.“

Er haucht seinen letzten Atemzug aus.

Die Welt verliert für einen Moment all ihre Sinne: da ist Nichts mehr. Dann…

Der Wind hebt sich.

Der Boden bebt.

Und zum ersten Mal seit Jahren.... weine ich bitterlich.

Ich stehe noch immer da. Die anderen gehen, schütteln die Köpfe, kehren zurück in ihre Häuser. Aber ich bleibe.

Ich, Simon von Kyrene, bin nur ein Bauer. Ein Tagelöhner.

Ich wollte nichts von alledem. Ich wollte nicht hier sein.

Und doch... ich bin für alle Ewigkeit ein Teil davon.